Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 8

Artikel: Moderne Lyrik
Autor: Greyerz, Otto v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155375

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zukunft erschaut und als Gegenwart erlebt. Er ist uns einer der größten Erzieher, die nicht wie Rousseau über Erziehung schreiben, sondern die nicht müde werden das neue Erziehungsideal in den sie umgebenden wirklichen Menschen herauszumeißeln und in Fleisch und Blut darzustellen. Er ist uns der Sprach- und Kulturerneuerer, der inmitten des Brandes und des Unterganges von alten Tempeln, unabhängig vom heutigen Staate, der Kirche und der Schule, das Fundament für einen neuen Gottesstaat gelegt hat. Und zum Bau des neuen Menschen- und Gottesstaates ruft er die junge Generation auf und zeigt denen, die das Gesetz des Meisters zu tragen wissen, die sich verpflichten in Schönheit und Liebe zu leben, die in enger Geistes- und Kampfesgemeinschaft die alte Welt in und um sich überwunden haben, sein Land, die verjüngte Schöpfung, von der er singt:

„Von welchen Wundern lacht die Morgenerde
Als wär ihr erster Tag? Erstauntes Singen
Von neuerwachten Welten trägt der Wind
Verändert sieht der alten Berge Form
Und wie im Kindheit-Garten schaukeln Blüten
Der Strom besprengt die Ufer und es schlang
Sein zitternd Silber allen Staub der Jahre
Die Schöpfung schauert wie im Stand der Gnade
Kein Gänger kommt des Weges dessen Haupt
Nicht eine ungewußte Hoheit schmücke
Ein breites Licht ist übers Land ergossen
Heil allen, die in seinen Strahlen gehn."

Moderne Lyrik.

Eine Auseinandersetzung von **Otto v. Greyerz.**

In mir ruht aller Menschen Händefalten.
Ich bin Gebet aus dunklem Anbeginn.
Ich fühle tastend mich zu jenem hin,
Der über mir mit seinem fremden Walten.

So hebt „Der Gesang der Blume", ein Gedicht von Karl Stamm, dem früh dahingeschiedenen Zürcher Dichter, an. Der Leser vergesse einen Augenblick diesen Namen und was er ihm an Liebe und Verehrung im Herzen schuldet, und prüfe mit unbefangenem, zum Schauen aufgeschlossenem Geiste den Sinn des ersten Verses.

In mir ruht aller Menschen Händefalten.

Eduard Korrodi, in seiner „Schweizerdichtung der Gegenwart", findet darin ein charakteristisches Beispiel der „geistigeren Sprache" der jüngeren Lyriker-Generation. „Es ist keinesfalls Preisgabe der Bildhaftigkeit, sagt er, wohl eher ein Streben nach geistigen Bildern . . ., ein Verlangen nach der Schönheit und Klarheit des Abstraktums, das

plötzlich in morgendlicher Frische auferſteht, in einen Bedeutungswandel gehoben und entzogen wird ſeinem alltäglichen Gebrauch. „In mir ruht aller Menſchen Händefalten, ich bin Gebet aus dunklem Anbeginn.“ Das iſt Anſchauung der Seele.“

Wie aber, wenn dieſe „Anſchauung der Seele“ der Anſchauung des Geiſtes zuwiderläuft? Wenn der Dichter zwar Vorſtellungen aus der Erfahrungswelt wachruft, aber in Widerſpruch mit der Erfahrung bringt? Ein Händefalten, das ruht? und in der Blume ruht? Und ein Händefalten aller Menſchen, das in der Blume — ruht? Iſt das noch dichteriſche Anſchauung oder ein Spiel mit Wortklängen und abſtrakten Beziehungen zwiſchen unſinnlichen Begriffen?

Was war denn bis jetzt die Schönheit des dichteriſchen Denkens, wenn nicht das Zuſammenſpiel ſinnlicher Anſchauung mit geiſtigem Gehalt, das Ineinanderweben von Bild und Bedeutung? Wie etwa in C. F. Meyers „Heſperus“, wo der ſinkende Stern und die Liebe der ſeligen Mutter in einander übergehen:

Eine Liebe fühl ich neigen
Sich in deinem Niederſteigen ...

Oder in Leutholds „Blätterfall“, wo die welken Herbſtblätter und die verbleichenden, von des Dichters Hand beſchriebenen Blätter gemeinſam ſterbend niederſinken:

Leiſe, windverwehte Lieder,
Mögt ihr fallen in den Sand!
Blätter ſeid ihr eines Baumes,
Welcher nie in Blüte ſtand.

Oder wenn Gottfried Keller in der Stille der Nacht, da der alte Gott ſich ihm endlich kundgeben will, ſtatt laut zu beten, in Andacht verſtummt:

Das Urgebirge um mich her
Iſt ſchweigend wie mein Nachtgebet. —

Was iſt das Ergreifend-Schöne dieſer Sprache, wenn nicht die geſchaute Bildlichkeit des nächtlich ſchwarzen, ſtumm erhabenen Urgebirges, in welchem die erſchauernde Ehrfurcht des Dichters ihr Sinnbild findet?

Wie anders, wie viel echter und tiefer wirkt dieſes Gebet des Dichters als jenes Händefalten aller Menſchen, das in der Blume ruht! Und warum wirkt es echter und tiefer? Doch wohl deshalb, weil der ſeeliſche Vorgang in das Bild der Natur, die ihn hervorgerufen, eingehüllt und eingebettet iſt, ſo daß wir hinfort eins nicht ohne das andre denken können.

Auch Karl Stamms Gedicht, wenn ſchon „Geſang der Blume“ betitelt, iſt ein Gebet des Dichters. Statt des Nachtgebirges, wie bei Keller, wird ihm die Blume zum Sinnbild der betenden Seele. Allein während Keller die natürliche Ich-Form des Lyrikers wählt, läßt Stamm die Blume ſelber reden. „In mir ruht aller Menſchen Händefalten.“ Iſt dadurch nun etwas gewonnen? Oder iſt nicht etwas verloren? Entſpricht es der unſchuldsvollen Schönheit der Blume, daß ſie ſo gut

Bescheid weiß um ihre Gottergebenheit? Verliert sie nicht die köstlichste Eigenschaft ihres Blumendaseins, wenn sie zu sagen weiß, daß aller Menschen Händefalten in ihr ruht? Daß ihr Emporwachsen, ihr Leuchten und Duften der Sonne entgegen Inbegriff ist alles menschlichen Betens, das nichts anderes sucht, als Gott näher zu kommen?

In beidem, im Aufgeben der Anschaulichkeit wie im Aufgeben der Ich-Form kann ich keinen Fortschritt, nur einen Rückschritt und eine Verirrung der Lyrik erkennen. Es mag ja sein, daß darin ein „Streben nach geistigeren Bildern, ein Verlangen nach der Schönheit und Klarheit des Abstraktums" zum Ausdruck kommt. Aber eben dieses Verlangen scheint mir undichterisch, ungesund und, wofern es Lob und Bewunderung findet, gefährlich. Man fühlt etwas wie asketische Feindschaft gegen das Sinnliche, kränkelndes Gestaltungsvermögen, das zum Abstrakten flüchtet, Wortspielerei, die leicht auch Gedanken- und Gefühlsspielerei werden dürfte.

Bei Karl Stamm geht es nicht so weit. Es ist zu viel tiefes, schweres Erleben in seiner Dichtung. Aber bei andern! — Ich brauche nicht obskure Dichterlinge herauszugreifen. Der Bahnbrecher der modernen Expressionisten ist mir gerade gut genug: Franz Werfel.

Eins seiner Kunststücke, womit er Ahnungslose verblüfft, ist die unlogische Bildung zusammengesetzter Wörter. Bei ihm sitzen Vater und Sohn „an des Tisches hauserhabnem Frieden", was natürlich nicht haushoch erhabenen Frieden, sondern einfach den erhabenen Frieden des Hauses bedeuten soll. Bei ihm zirpt im Felde „das saatgeheime Grillenheer"; durch seine Brust zieht „ein wortverborgenes Trostgeheiß", man erhebt sich bei ihm „von erbosten Mittagsmählern" und geht „durch Türenseufzer ein und aus", um der Hände Kristall auf Fieber zu legen, u. s. w.

Verblüffend (durch Frechheit, nichts anderes) ist seine Bildlichkeit. Da ist eine Stimme „aprilen, segnend Musik der Güte", und eine Stirne „überhangen von süßer Lampe der Demut". Wenn er seiner Kindheit gedenkt, seines innigen, heiteren Zusammenlebens mit dem Vater, so muß er griechische Götter herbemühen:

Uranos erschloß des Busens Bläue,
Und vereint in lustiger Kindertreue
Schaukelten wir da durch seine Brust.

Also Vater und Sohn, vereint in Kindertreue (!), schaukeln (ja nicht etwa gaukeln!) durch die erschlossene blaue Brust des Uranos. Welch ein Durcheinander von rednerischem Pomp (Uranos und seines Busens Bläue) und schlicht anschaulicher Bildersprache! — Und in einer andern Jugenderinnerung:

Kastanien- und Laternensprache waren
Noch da und Atem einer breiten Schar.
Und mein war ein Gefühl von Gang und Haaren.
O Ewigkeit! — Und werd ich es bewahren,
Daß einmal mein dies Leben war!

Er merkt nicht, wie komisch diese „Ewigkeit" sich ausnimmt neben dem verwichenen „Gefühl von Haaren", das ihm leider scheint abhanden gekommen zu sein. Und dieser Charlatan der Lyrik, der mit Ewigkeit und Gott jongliert wie mit bunten Seifenblasen, wird nicht nur angestaunt von Kindern und von Laffen, sondern toternst genommen von der führenden und „prominenten" Kritik unserer Zeit. Und erst nachgeahmt! Natürlich — denn nichts ist leichter nachzuahmen als Manier und Künstelei. Da ist z. B. ein Theodor Däubler; der kann's auch. Er ist ein Meister im Durcheinander aller fünf Sinnesempfindungen; Gehör, Gefühl und Gesicht verschleimt er in einer einzigen Vorstellung, wenn er z. B. dichtet:

Nach stillem Mittag hörst du dann um dich ein Gold der Wärme.

Ähnlich Georg Heym in seinen „Seefahrern":

Und die rauschenden Kränze der Wälder thronen
Unter des Feuers dröhnendem Flügelschlag.

Und ein andermal:

Der sieht in stumm und schüttelnd leere Hände.

Oder Else Lasker-Schüler. Diese Dame hat, ewig in die Nacht wandelnd, solche Liebe in die Welt gebracht —

Daß blau zu blühen jedes Herz vermag.

Blau. Kann man mehr verlangen? Aber sie hat sich's auch was kosten lassen:

Hab mich so abgeströmt
Von meines Blutes
Mostvergorenheit.

Schrecklich muß das gewesen sein, wie sie sich so abströmte! Und alles für „Mein Volk", für dieses Volk, das „zu Gott schreit". Immer und überall Gott. Anders geht's gar nicht mehr in dieser abgründigen Lyrik. Gott ist in die Mode gekommen bei diesen Introvertierten. — Hören wir, was Theoder Däubler von der Fichte zu sagen weiß. (So ist eins seiner seriösesten Gedichte betitelt.)

Der Fichte nächtlich sanftes Tagbetragen
Belebt Geschickeswürde kühn im Wald.
Kein Zweiglein kann in ihrer Waltung zagen,
Die ganze Nacht gibt ihrem Atem Halt.

Und nun schlage ich vor — denn diese Poesie weckt auch die bescheidensten Talente zum Wettbewerb —, wir dichten das Ding einmal um, etwa so:

Der sanften Fichte täglich Nachtbetragen
Kühnt des Belebens Würde schick im Wald..

Oder — noch etwas kühner — so:

Der Fichte sänftlich Tag- und Nachtbetragen
Bekühnt des Lebens Würdeschick im Wald.
Kein Kännlein zweigt in ihrer Waltung Zagen,
Die Atemnacht gibt ihrem Ganzen Halt.

So oder anders — es kommt ungefähr auf das Gleiche hinaus. Das Sublime an dieser Wort- ohne Sinn-Lyrik, dieser expressionistischen Kryptolalie — um mich gebildet auszudrücken — ist ja doch, daß die begrifflichen und grammatischen Normen und Beziehungen wegfallen und die Lautmassen (weiland Wörter) in irgend einer gefühlsmäßigen Ordnung aneinandergereiht werden können.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel

. . . . . .

Wenn man sieht, daß solches Gestammel impotenter Neurotiker selbst von Literaturhistorikern und Kritikern ernst genommen wird, ist es dann nicht an der Zeit, der betörten Jugend zuzurufen: Laßt euch doch nicht verblüffen, Kinder! Laßt euch nicht anstecken von dieser kranken Poesie, der Ausgeburt einer kranken Zeit! Wahr bleibt wahr, und echt bleibt echt. Keine Spiegelfechterei mit verrenkten Wörtern und unsinnigem Tiefsinn kann daran etwas ändern. Versenkt euch in die Dichtung der großen deutschen Lyriker und badet euch gesund im kastalischen Quell, aus dem ein Goethe, ein Uhland, ein Mörike, ein Hebbel, ein Storm, ein Keller, ein Meyer geschöpft haben. Und dann versucht es abermals mit Werfel und Däubler, mit Georg Heym und Else Lasker!

Eine Gelegenheit zum Vergleichen bietet euch die kürzlich von Dr. Ernst Äppli herausgegebene Anthologie: Deutsche Lyrik vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart.*) Die Sammlung beruht, wenn man von den Modernen seit Rilke absieht, auf einer strengen und selbständigen Sichtung des ganzen angehäuften Schatzes von deutscher Volks- und Kunstlyrik. Schon daß sie die besten Volkslieder der ältern Zeit vorausschickt, als geschichtliche und künstlerische Grundlage der höheren Lyrik, verdient Dank und Lob. Ebenso die Auswahl aus der geistlichen Poesie des 17. und 18. Jahrhunderts, von Simon Dach bis Klopstock, der mit vollem Recht, wie Albrecht Haller, hoch eingeschätzt wird als Finder neuer Töne. Von den Lyrikern nach Klopstock sind am stärksten vertreten und also wohl auch am höchsten gewertet: Claudius, Goethe, Hölderlin, Eichendorff, Mörike, Hebbel, Storm, Keller, Meyer, Rilke. Damit wird man im Ganzen einverstanden sein können, wenn auch Uhland und Annette v. Droste im Vergleich mit einem Rilke (der übrigens, obgleich auch voll von „Gott", einen ärmlichen Eindruck hinterläßt) einen viel ehrenvolleren Platz verdienten. Schiller — das ist bezeichnend für Äpplis Auffassung von Lyrik — erscheint nur mit vier Gedichten. Die kraftvolle Männlichkeit seiner Ideendichtung paßt dem Sammler nicht in seine Auslese musikalisch und symbolisch wertvoller Lyrik. Doch wollen wir ihm das Recht einer einheitlich und subjektiv bestimmten Auswahl nicht bestreiten. Allein daß er von seinem Gesichtspunkt aus einen so ausgesprochenen Lyriker wie Heinrich

*) Verlag von Huber & Co. Frauenfeld und Leipzig, 1924. Die oben angeführten Beispiele moderner Lyrik sind dieser Sammlung entnommen.

Leuthold einfach ausschließen konnte, ist uns schwer begreiflich. Wollte er dem Vorwurf entgehen, mit nationaler Befangenheit gewählt zu haben? Wohl möglich, denn es fehlen auch Adolf Frey, Paul Haller, J. V. Widmann, die es in erster, und eine ganze Reihe anderer, von Dranmor bis Eugen Hasler, die es wenigstens in zweiter Linie verdient hätten, für die ununterbrochene Fortdauer einer überlieferungstreuen Dichtkunst in der Schweiz zu zeugen. Die Mundartdichtung ist ganz ausgeschaltet — aus Bedürfnis nach Stileinheit, wie der Herausgeber erklärt. Das läßt sich schon hören, aber eine Sammlung deutscher Lyrik ohne Hebel, Klaus Groth, Meinrad Lienert, Paul Haller, Hermann Burte und einige Vertreter der modernen plattdeutschen Dichtung gibt doch ein unzutreffendes Bild von deutschem Schrifttum. Hätte nicht ein Anhang die Mundartdichtung abtrennen und als Sondergebiet kennzeichnen können?

Und nun die Modernen? Ihre krankhaft überspannte, zum Teil auch krankhaft schwächliche Produktion verdient als Zeichen der Zeit ohne Zweifel das Interesse von Fachleuten, freilich mehr von Ärzten und Psychanalytikern als von Kritikern, ganz abgesehen von dem Heilwert, den sie für die neurotischen Dichter selber besitzen mag. Aber sollen sie nun ernsthaft „zum wertvollsten lyrischen Gut deutscher Dichtung" gerechnet werden, wie es der Herausgeber uns im Vorwort ankündigt?

Fürchtet der Sammler nicht, daß er schon in der nächsten Auflage, falls sie etwa zehn Jahre auf sich warten ließe, die ganze Gesellschaft mit Dank für geleistete Dienste werde verabschieden müssen?

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Das Benesch-Protokoll: Der Rat als Weltrichter/Sicherheit/Sanktionen/Abrüstung/Protokoll und Völkerbundsvertrag. — Keine voreilige Unterzeichnung. — Teilnahme an der Abrüstungskonferenz? — Wenn Deutschland beitritt. — Der Schiedsgerichtsvertrag mit Italien. — Zonenverhandlungen. — Zum Rheinrückstau.

Das Benesch-Protokoll liegt jetzt im Wortlaut vor, so daß es auf seinen Inhalt geprüft werden kann. Seine in der Einleitung aufgeführten Zweckbestimmungen gehen in einem Punkt über die Zweckbestimmungen des verworfenen Garantiepaktes hinaus. Der Garantiepaktsentwurf hatte als Zweckbestimmung enthalten:

1. Erleichterung der Rüstungsbeschränkung, wie sie in Art. 8 des Völkerbundsvertrages vorgesehen;
2. Erleichterung der Anwendung der Art. 10 und 16 des V. B. V. (V. B. V. = Völkerbundsvertrag.)

Das Benesch-Protokoll gibt als Zweck an:

1. Beschränkung der nationalen Rüstungen gemäß Art. 8 des V. B. V.
2. Gewährleistung der Sicherheit der Völker, deren Existenz, Unabhängigkeit oder Gebiet bedroht sein könnte (d. h. Anwendung des Art. 10 und 11